



SHE

Kelly Quindlen

DRIVES

ME



CRAZY

CARLSEN



SHE

Kelly Quinlton

DRIVES

ME



CRAZY

CARLSEN

Kelly Quindlen
She Drives Me Crazy

Aus dem Englischen von Ulrike Brauns

Eine Enemies-to-Lovers-Story zum Dahinschmelzen,
herrlich romantisch und klug!

Kein guter Tag für Basketballerin Scottie: Erst verliert sie beim Saisonauftakt haushoch gegen das Team ihrer Ex. Dann rammt sie das Auto ihrer Erzfeindin Irene und muss die Cheerleading-Queen ab jetzt zur Schule kutschieren. Absolutes Desaster! Doch ausgerechnet durch den Fahrdienst kommt Scottie auf eine Idee, wie sie ihrer toxischen Ex eins auswischen und ihr eigenes Standing verbessern kann. Sie bringt Irene dazu, sich als ihre neue Freundin auszugeben. Der verrückte Fake-Dating-Plan funktioniert überraschend gut – bis es zwischen den beiden wirklich knistert und ihre Gefühle für jede Menge Chaos sorgen.

Wohin soll es gehen?



[Buch lesen](#)



[Viten](#)

*Für Mom, die immer wieder auf die Beine kommt,
und für Quinn Patrick, unseren kleinen Gamechanger*



Man sollte meinen, dass ich nach drei Jahren in der Schulmannschaft wüsste, wie man einen Korb macht.

Aber dem ist nicht so.

»Zajac!«, schreit Coach und wedelt mit den Armen. Sie nutzt meinen Nachnamen, weil sie sich an meinen Vornamen nicht erinnern kann. »Keine Korbwürfe mehr! Gib den Ball ab!«

Das ist ungefähr so peinlich wie mein jüngster Fehlversuch. Ich bin Shooting Guard, das heißt, Korbwürfe sind so ziemlich mein Job, aber dies war der dritte Versuch, der nicht mal in die Nähe des Rings kam. Normalerweise habe ich volle Kontrolle über den Ball, aber heute wirkt es eher, als würde ich eine Kartoffel in einen Windkanal schmeißen.

Die gegnerische Mannschaft schnappt sich den Rebound, und meine Ohren glühen, während ich ans andere Ende des Spielfelds renne, um zu verteidigen. Ich traue mich gar nicht, mein Team anzugucken. Eigentlich ist dies nur ein Testspiel, aber es ist gegen Candlehawk Prep, unseren Erzrivalen, und gerade liegen wir mit achtzehn Punkten zurück. Beim *Heimspiel*. Wenn wir heute verlieren, kriegen

wir erst beim Weihnachtsspiel die Revanche, das heißt, dann haben diese Idioten zwei Monate lang die Oberhand.

Ich stemme die Schuhe in den Boden und versuche mich aufs Verteidigen zu konzentrieren. Wir machen Manndeckung, was normalerweise meine Stärke ist, aber heute bekomme ich kein Bein an den Boden, weil die Gegnerin, die ich decken muss, mal bei uns im Team war.

Außerdem ist sie meine Ex-Freundin.

Tally Gibson war der erste und einzige Mensch, den ich je geliebt habe. Sie ist Anfang der Elften an meine Schule gewechselt, hat ein ziemliches Großstadtflair mitgebracht und dazu diesen Drive, sich auf dem Spielfeld und abseits davon zu beweisen. Bei unserem ersten Gespräch zupfte sie an meinem Pferdeschwanz und sagte, ich hätte die schönsten roten Haare, die sie je gesehen hätte. Bei unserem ersten Kuss loderte eine Flamme in mir auf.

Ich war, um es in einem Wort zusammenzufassen, hingerissen.

Tally liebte nur zwei Dinge. Mich. Und Beachtung. Tally wollte jemand *sein*, was an unserer Schule nicht so ganz einfach war, weil das Mädchenbasketballteam ungefähr so bedeutend war wie die Näh-AG. Ich wusste, dass sie mehr wollte, aber für mich lag dieses *mehr* halt einfach in sehr ferner Zukunft, etwas, das wir irgendwann gemeinsam angehen würden. Ich dachte, wir hätten das ähnlich gesehen, bis sie mich eines Abends zum Essen einlud und mir eröffnete, dass sie noch mal die Schule wechseln würde – und sich von mir trennen wollte. Der Brief, der sie an der Candlehawk Preparation Academy willkommen hieß,

war extrem verknittert, woraus ich schloss, dass sie ihn bereits seit Wochen mit sich herumtrug.

Ich versuche, Tally nicht anzuschauen, die in ihrem goldenen Trikot über das Spielfeld rennt, aber genauso gut hätte ich versuchen können, die Sonne zu ignorieren. Sie presst die Lippen aufeinander, damit ihr Gesichtsausdruck neutral wirkt, dabei ist nicht zu übersehen, wie zufrieden sie mit dem bisherigen Spielverlauf ist. Er bestätigt jeden ihrer Gründe dafür, an eine Schule mit besserer Basketballförderung zu wechseln, wo sie endlich Beachtung finden würde.

Tally positioniert sich ganz in meiner Nähe an der Zone, hält aber genug Abstand, damit sie noch einen Pass von ihrer neuen Aufbauspielerin annehmen kann. Aber dann, fast als könnte sie nicht anders, schaut sie verstohlen zu mir.

Alles okay?, formt sie mit den Lippen. Sie will wohl besorgt aussehen, es wirkt aber einfach nur herablassend. Ich wende mich ab. Ich will ihr Mitleid nicht.

Die Aufbauspielerin ihres Teams hat gerade die Mittellinie überquert, da pfeift der Schiedsrichter. Meine beste Freundin, Danielle, hat das Spiel unterbrochen. Danielle ist unsere Aufbauspielerin, unsere Teamkapitänin und im Grunde auch unsere Trainerin, weil unser Coach so unfähig ist. Sie kommt zu mir und spricht mit mir, bevor die Angreiferinnen und der Center zu uns stoßen.

»Alter.« Sie wirft mir einen ihrer so typischen intensiven Blicke zu. »Konzentrier dich. *Ignorier sie.*«

Danielle weiß, wie niedergeschlagen ich nach der Trennung war und dass ich praktisch gerade erst

einigermaßen über Tally hinweg bin. Trotzdem ist Danielle wild entschlossen, dieses Spiel zu gewinnen, obwohl wir jetzt drei Jahre in Folge gegen Candlehawk verloren haben. Wir verlieren die meisten unserer Spiele, was Danielle aber nicht davon abhält, von einer erfolgreichen Saison zu träumen.

»Jaja, ich habs kapiert«, flüstere ich. »Deshalb musstest du doch keine Auszeit nehmen.«

Danielle schnaubt. »Es dreht sich nicht alles um dich.« Sie wendet sich an die Angreiferinnen und den Center, die gerade zu uns stoßen. »Ihr habt schon mitbekommen, was für einen Spielzug die gerade vorbereitet haben, oder?«

Wir anderen starren sie nur an. Danielles Verstand arbeitet irgendwie anders, sie sieht immer überall Muster, die sonst niemand mitbekommt. Manchmal ist sie echt wie abgeschaltet, wenn sie über etwas nachdenkt. Unsere Freundinnen haben den Zustand Danielle-Vision getauft.

»Ihr Aufbau macht immer so ein kurzes Handsignal, so ein Drehen, wenn sie will, dass die Angreiferinnen die Plätze tauschen«, sagt sie leise. »Und dann rennen die so weit nach außen, wie sie können, um die Aufmerksamkeit von der Zone zu nehmen ...«

Ich versuche, ihr zuzuhören, aber mein Blick wandert immer wieder zu Tally. Sie steht bei ihrem neuen Team, balanciert auf einem Bein und hält das andere beim Knöchel. Das macht sie oft. Als ich sie letztes Jahr während der Testspiele deshalb aufzog, grinste sie nur schief und fragte: *Wieso beobachtest du mich denn so genau?*

Ich wünschte, ich könnte diesen Moment zurückholen. Tallys arktisblaue Augen, ihr freches Grinsen, ihren Drang,

unserer Schule – und *mir* – eine Chance zu geben. Zu der Zeit lag die Erkenntnis, dass das Spielen für eine Verliererinnenmannschaft in einer schrägen Vorstadt dich zum Niemand macht, noch vor ihr. Und vor mir, dass es mir etwas ausmachen sollte, ein Niemand zu sein.

»... klar?«, fragt Danielle auffordernd und schlägt mir gegen den Arm. Sofort nehmen alle ihre Positionen ein, der Schiri pfeift das Spiel wieder an, bloß ich habe keine Ahnung, was ich eigentlich machen soll.

Dann geht es sehr schnell: Die gegnerische Aufbauspielerin macht das Zeichen, die beiden Angreiferinnen tauschen die Plätze, und Tally rennt los, um Danielle zu blocken. Sie pflanzt die Füße fest auf den Boden, verschränkt die Arme vor der Brust, sodass Danielle nicht an ihr vorbeikommt. Ich hechle ihr hinterher, versuche dranzubleiben, doch sie lässt sich einfach von Danielle zurückfallen und zischt dann zur Freiwurflinie, um den Pass ihrer Aufbauspielerin anzunehmen.

Als ich sie eingeholt habe, hat Tally schon geworfen. Der Ball fliegt in einem perfekten, flinken Bogen durch den Korb und berührt dabei nicht mal den Ring. Der goldene Teil des Publikums – was so ziemlich alle Anwesenden sind – bricht in Jubel aus. Einer der Fans hält ein Schild hoch, auf dem *Tally Schnelly* steht. Ich würde gern kotzen.

Tally grinst, während ihr neues Team zu ihr rennt, um sie abzuklatschen. Jetzt führen sie schon mit zwanzig Punkten, und wir haben keine Chance mehr, aufzuholen. Danielle wirft mir einen mörderischen Blick zu, und da begreife ich, dass sie mich vor dem Block gewarnt haben muss. Ich zucke abwehrend mit der Schulter; sie schüttelt den Kopf

und rennt zur Grundlinie, damit wir den Ball wieder ins Spiel bringen können.

Und in dieser einen bescheuerten Sekunde – in der ich den Ball aufnehme und zu Danielle werfen will – brennt mir die Sicherung durch. Eine der Candlehawk-Spielerinnen, die immer noch jubelnd an Tally hängt, kichert: »Dieses Mädchen hat dich gar nicht gesehen, so schnell warst du! Die hatte keine Chance!«

Dieses Mädchen. Als würde ich gar keine Rolle spielen und Tally rein gar nichts bedeuten. Offenbar war ich es ihr ja nicht mal wert, mich vor ihrem neuen Team zu erwähnen.

»He, Arschloch!«, schreie ich die Spielerin an. Sie dreht sich um, empört. Der Rest des Teams ebenfalls, inklusive einer fassungslosen Tally. »Mein *Name* ist Scottie!«

Ich schleudere den Ball, als würden wir Völkerball spielen und ich das gesamte Team auf einen Schlag ausmerzen wollen. Eine heiße Sekunde lang spüre ich nichts als Befriedigung, aber dann ...

Heeeeeuuuul. Der Schiri pfeift und donnert auf mich zu.

»Technisches Foul!«, ruft er. »Unsportliches Verhalten.«

Das Publikum fängt an zu buhen. Die Spielerinnen von Candlehawk werfen mir vernichtende, überhebliche Blicke zu, abgesehen von Tally, die das Gesicht verzieht, als wäre ich völlig durchgeknallt. Mein Coach steht wie angewurzelt da, weiß offensichtlich nicht, was ein technisches Foul ist.

Ich spüre, dass Danielles Blick mir ein Loch in die Seite brennt, aber ich meide jeden Blickkontakt, während ich zur Bank jogge. Die Candlehawk-Fans johlen noch immer, unsere wenigen Fans sind still. Ich schäume vor Wut,

gleichzeitig kribbelt mir auch die Scham über den Rücken. Ich setze mich auf die Bank und schaue zu Boden.

Wir verlieren mit einem Rückstand von dreiundzwanzig Punkten. Ich weiß, dass das nicht allein meine Schuld ist, aber ich fühle mich kleiner als eine Ameise, als wir uns zum Schluss aufreihen, um das gegnerische Team abzuklatschen.

Tally sieht mir in die Augen, als wir auf einer Höhe sind. Es steht deutlich in ihr Gesicht geschrieben, dass sie sich für mich schämt, sie wirkt fast so, als wolle sie mich am liebsten gar nicht berühren. Diesen Ausdruck habe ich erst einmal zuvor gesehen: letztes Frühjahr, als wir zum ersten Mal bei einer Privatparty waren und die Kapitänin der Cheerleaderinnen einfach so aus Witz mein Auto hat abschleppen lassen. Ich war dem Abschleppwagen nachgerannt, gestürzt und hatte mir das Knie aufgeschlagen, woraufhin ich in Tränen ausbrach. Tally hatte mir den Arm umgelegt, aber ihr schien es eher darum zu gehen, mein lautes Schluchzen zu stoppen, als mich tatsächlich zu trösten, besonders nachdem die Zahl der Schaulustigen größer wurde. Ich weiß noch, dass ich das Gefühl hatte, gleichzeitig zu viel und nicht genug zu sein.

Danach hatte ich keinen Bock mehr auf die coolen Kids und ihre Partys, aber Tally wollte nur noch dringender zu ihnen gehören. Sie hat es zwar nie ausgesprochen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass die Sache mit dem Abschleppwagen ihr den Schubs gegeben hat, sich an der

Candlehawk zu bewerben. Den ausschlaggebenden Schubs, den sie brauchte, um irgendwo anders noch mal neu und besser anzufangen.

»Scottie?«, ruft Tally mir nach, als ich schon zur Umkleide schlendere.

Ich erstarre. »Ja?«

Sie guckt mir nicht wirklich in die Augen. »Würdest du draußen auf mich warten?«

Ich atme scharf ein. Mir ist klar, dass das keine gute Idee ist, aber ich kann diese Gelegenheit auf einen Moment allein mit ihr nicht ausschlagen. »Klar.«

Sie nickt und geht. Ich setze den Weg zur Umkleide fort, bleibe aber wie angewurzelt stehen, als ein paar Cheerleaderinnen aus der größeren Sporthalle nebenan hereindrängen. Vermutlich haben sie bis gerade das Spiel der Jungs begleitet. Ich spüre, dass ich rot anlaufe, was seit dem Abschleppvorfall letztes Jahr regelmäßig vorkommt, wenn ich die Cheerleaderinnen sehe, also tue ich schnell so, als müsse ich mir die Schuhe binden, bis sie an mir vorbei sind.

Draußen beim Parkplatz der Oberstufe hocke ich mich auf die Böschungsmauer, einem der Lieblingsorte der Kiffer. Tally wird mich hier zweifellos finden, schließlich lassen es sich die Spielerinnen von Candlehawk nicht nehmen, auf dem Parkplatz der Oberstufe zu parken, wenn sie bei uns spielen. In einer anderen Realität würde Tally immer hier parken, direkt neben meinem alten, grünen Jetta. Jetzt

steht ihr Wagen am anderen Ende der Stadt zwischen einer Flut von Range Rovern und Escalades.

Es ist ein kühler Oktoberabend. Der Schaukasten vorm Sekretariat ist hell erleuchtet und erinnert daran, dass kommende Woche Homecoming ist, bloß hat jemand das zweite o entfernt und durch ein u ersetzt. Unser Direktor wird morgen einen Anfall bekommen, aber auch das wird niemanden davon abhalten, sich weiter an den Buchstaben zu vergreifen. Das ist einfach etwas, was die Kids hier so machen.

Ich wohne in einer Stadt namens Grandma Earl in Georgia. Wir sind bekannt für das riesige Einkaufszentrum Grandma Earl's Christmas 365 Emporium, das die alte Mrs Earl vor, was weiß ich, hundert Jahren eröffnet hat und wo man das ganze Jahr lang Weihnachtsdeko kaufen kann. Es wurde zu einem richtigen Wahrzeichen der Stadt, und am Ende haben sie sie einfach danach benannt. Alle hier sind ein bisschen bekloppt, aber ich liebe diesen Ort. Er ist mein Zuhause.

Das Maskottchen der Grandma Earl Highschool sind die Fighting Reindeers, weshalb ich auf dem Basketballfeld ein rotbraunes Trikot tragen muss. Die Farbkombi sieht an niemandem gut aus, aber ganz besonders elend an einer so hellhäutigen Rothaarigen wie mir. Das ist das einzig Gute an unserem überschaubaren Publikum: weniger Leute, die mitbekommen, dass ich aussehe wie ein Feuerhydrant. Nicht, dass mich das je gekümmert hätte. Zumindest bis vor Kurzem nicht.

Candlehawk ist unsere Nachbarstadt – beziehungsweise *Stadtgemeinde*, wie sie sich nennen –, und ein bisschen ist

Candlehawk wie Grandma Earls leicht ätzender, älterer Bruder: cool, dreist und zutiefst beschämt, mit uns auch nur irgendwie in Verbindung zu stehen. Wir teilen eine Grenze entlang der alten Bahnstrecke, aber auf der Candlehawk-Seite ist alles ziemlich anders: trendig, modern, lauter Biokaffeeröstereien und so Bonzen-Bauernmärkte. Alle da sind ein Mindestmaß an reich und ein Höchstmaß an Hipster. Zu unseren Auswärtsspielen erscheinen sie mit marineblauen Beanies und hundertfünfzig Dollar teuren Designer-Jeans, während unsere Fans in simplen T-Shirts und Cargohosen aufkreuzen. Und in der Halbzeitpause, ganz egal welchen Sports, werden wir jedes Mal damit aufgezo-gen, dass vor ein paar Jahren ein Grandma-Earl-Footballspieler im Meisterschaftsspiel seinen eigenen Teamkollegen getackelt hat. Deshalb singen die von Candlehawk bei allen Spielen gegen uns diesen schrägen Grandma-Reindeer-Weihnachtssong - aber mit abgewandelter Textzeile: »Grandma wurde von ihrem eigenen Rentier überrannt«.

Ich finde es ätzend, dass Tally jetzt eine Candlehawk ist, aber vielleicht hätte ich es kommen sehen müssen. Sie war immer besessen davon, wie etwas aussah und wer hinschaute. Mit ihr zusammen zu sein, fühlte sich an, als würde ich mein eigenes Leben durch einen Filter betrachten. Manchmal war ich ganz hingerissen davon, wie toll wir zusammen aussahen; aber es gab auch die Momente, in denen ich den Eindruck hatte, dass die eigentliche Aufnahme allein eben nicht so viel zu bieten hatte.

Die Hintertür öffnet sich und reißt mich aus den Gedanken. Tally gleitet heraus, flankiert von Spielerinnen ihres neuen Teams. Sie strahlt und lacht laut, was abrupt endet, als sie mich sieht.

»Hi«, sage ich.

»Hi.« Sie rammt die Hände in die Taschen ihrer Lederjacke und wirft ihrem Gefolge einen vielsagenden Blick zu. »Bin gleich wieder bei euch.«

Die Candlehawk-Mädels trotteln mit hochgezogenen Augenbrauen davon, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

»Sorry«, sagt Tally leise und kommt zu mir. Sie nickt zu ihrem sich entfernenden Team. »Die wollen unbedingt, dass ich eine Nebelmaschine miete für, ähm«, sie schaut kurz weg, zuckt mit den Schultern, »für so 'ne Halloweensache, die bei mir stattfindet.«

Ich blinzele und versuche, mir nichts anmerken zu lassen. *So 'ne Halloweensache*. Noch eine Party in einer langen Reihe von Partys, die sie geschmissen hat, seit sie auf die Candlehawk geht. Dass ich nicht eingeladen bin, fühlt sich an wie ein Schlag, dabei hätte ich nicht mal damit gerechnet. Ich versuche, mir nicht vorzustellen, was für ein Kostüm sie tragen, was für Fotos sie posten wird. Wie viele Leute sich bei ihr in der Küche besaufen werden, wo wir noch vor wenigen Monaten zusammen Cupcakes gebacken haben.

»Sag den Leuten, dass sie sich vor der Kante am Kamin in Acht nehmen sollen«, murmle ich. Daran hängt eine sehr persönliche Erinnerung: Als ich Tally das erste Mal besucht habe – ihre Eltern waren ausgeflogen –, hatte ich mir an

dem dunklen Ziegelstein, der aus dem Kamin ragte, das Schienbein aufgeschürft. Tally hatte sich nur allzu gerne um mich gekümmert und den Schmerz einfach weggeküsst. Da hatten meine Tränen sie nicht gestört. Vermutlich weil es keine Zeugen gab.

In ihren Augen blitzt etwas auf, doch bevor ich sagen kann, ob sie sich wirklich daran erinnert, hat sie sich schon abgewendet. »Ähm ... ja. Krasses Spiel, was? Ich hab dich noch nie so wütend gesehen. Ich glaub, du hast ein paar Leuten aus meinem Team richtig Angst gemacht.« Sie lacht, aber es klingt hohl.

Wieder kribbelt mir die Scham über den Rücken. Ich rutsche auf der Mauer herum und frage dann: »Spielt das denn eine Rolle? Wissen die überhaupt, dass uns was verbindet?«

Sie kaut auf der Lippe. »Keine Ahnung. Vielleicht übers Internet?«

Ich werde sauer. Tally hat alle Fotos von mir am Tag nach unserer Trennung gelöscht.

»Also, dann ja wohl eher nicht«, sage ich.

Tally verschränkt die Arme vor der Brust. »Du hättest trotzdem nicht mit dem Ball nach ihnen werfen müssen. Denn *wenn* sie es wissen, kriegen sie so nicht gerade den besten Eindruck.«

»Oh, sorry, Tally, dass ich deinem Image schade.«

»Himmel, Scottie«, seufzt sie, als wäre ich der unmöglichste Mensch der Welt. »Du übertreibst echt. Das ist doch nur ein *Spiel*.«

Ich hab das Gefühl, sie hat einen Eimer Eiswasser über mir ausgekippt. Es dringt mir durch jede Pore und zieht mir

die Eingeweide zusammen.

»Nur ein Spiel?« Meine Stimme zittert. »Wenn es *nur ein Spiel* ist, warum bist du dann überhaupt an die Candlehawk gegangen?«

Tally seufzt. Totes Laub schrappt über den Betonboden. »Okay, pass auf, ich will mich nicht streiten. Ich hätte wissen müssen, dass es keine gute Idee ist, nach einem Spiel mit dir zu sprechen, wenn du noch so aufgebracht bist ...«

»Ich bin nicht *aufgebracht*«, sage ich und versuche, meine Gefühle im Zaum zu halten.

Tally schaut mich nur an. »Wie auch immer.« Sie steckt die Hand in die Jackentasche und zieht einen bierdeckelgroßen Button heraus. Ich weiß, was es ist, ohne dass ich erst das Foto sehen muss.

»Den wollte ich dir noch zurückgeben«, sagt sie und legt ihn in meine Hand.

Das ist mein Basketballbutton aus der Elften. Darauf ist ein Foto von mir in meinem rotbraunen Trikot, meine Augen strahlen. Die Schule verteilt sie an alle Athletinnen und Athleten, damit unsere Eltern und Freunde sie zu unseren Spielen tragen können, auch wenn das eigentlich nur bei den Footballern gemacht wird. Letztes Jahr haben Tally und ich unsere Buttons getauscht. Ich hatte ihren das ganze Jahr über am Rucksack und hätte allen, die gefragt hätten, gesagt, dass sie meine Freundin ist. Niemand hat gefragt, aber ich war trotzdem stolz darauf.

Tally hat meinen Button nie getragen. Hätte mir vielleicht schon einen Hinweis geben können.

»Ich dachte, du willst den zurück«, sagt Tally. »Ich weiß ja, dass ihr dieses Jahr neue bekommt, aber es hat sich nicht richtig angefühlt, ihn zu behalten.«

Ich blinzele immer schneller und versuche, meine Stimme wiederzufinden.

Und genau in diesem Augenblick geht die Tür zur Sporthalle wieder auf.

Die Cheerleaderinnen stolzieren heraus. Zu meinem Entsetzen geht ganz vorn ungefähr die letzte Person, von der ich möchte, dass sie diesen beklagenswerten Moment meines Lebens mitbekommt: Irene Abraham, die Kapitänin. Das Mädel, das letztes Jahr bei der Party meinen Wagen hat abschleppen lassen.

Irene ist der Inbegriff von Erfolg: das beliebteste Mädchen unserer Stufe, konkurrenzlos bei der Wahl zur Homecoming-Queen und für so Leute wie mich am unteren Ende der sozialen Pyramide der wandelnde Albtraum. Sie ist umwerfend schön mit durchdringenden, tiefbraunen Augen und einer Augenbrauennarbe unbekannten Ursprungs. Als meine Klasse vor ein paar Wochen die Auszeichnungen fürs Jahrbuch vergeben hat, bekam Irene »Bestes Lächeln« und »Beste Frisur«. Gerüchten zufolge wollte die Redaktion, dass sie sich für eine davon entscheidet, woraufhin sie gefragt haben soll, ob sie nicht zusammen mit ihrer Erzfeindin Charlotte Pascal das Prädikat »die Unzertrennlichen« bekommen könnte. Und das war kein Scherz gewesen.

Ich habe ganze zwei Mal mit ihr gesprochen bisher. Das erste Mal in der Fahrschule in der Neunten, als sie noch nicht zur Riege der allseits Beliebten gehörte und immer

noch nett genug war, mir einen Stift zu borgen. Das zweite Mal letzten Herbst bei jener verhängnisvollen Party, wo ich versehentlich meinen Cranberrysaft über ihr weißes Oberteil kippte. Sie hatte mir versichert, dass das nicht schlimm sei, aber etwa eine Stunde später stand der Abschleppwagen vor der Tür. Alle rannten aus dem Haus, um zuzuschauen, wie mein Auto weggekarrt wurde, während ich wie ein Trottel hinterherrannte. Aber erst als ich gestolpert war, mir das Knie aufgeschürft hatte und merkte, dass ich von allen ausgelacht wurde, brach ich in Tränen aus. Und Irene stand einfach im Vorgarten, die Hände in den Hosentaschen, den kältesten Ausdruck auf dem Gesicht. Die erbarmungslose, unantastbare Queen.

Jetzt bleibt Irene wie angewurzelt stehen, als sie uns sieht. Der ganze Tross hinter ihr kommt ebenfalls zum Stehen. Eins der Mädchen fragt mich, ob alles in Ordnung ist.

»Ja.« Ich schaue demonstrativ weg und wünsche mir nichts sehnlicher, als dass sie einfach weitergehen.

»Ja, alles okay«, bestätigt Tally und klingt dabei irgendwie entschuldigend. Als wäre es eine Zumutung, dass andere das mitansehen müssen.

Ich spüre Irenes Blick auf mir, aber ich ignoriere sie. Worauf wartet sie denn? Offenbar schnallt sie es dann endlich, weil sie ihre Tasche zurechtrückt und den Parkplatz ansteuert. »Kommt ihr?«, fragt sie nach hinten. »Ich hab noch was zu tun.«

Sie schielen zu mir, folgen dann aber schnell Irene.

»Wir sollten wohl auch gehen«, sagt Tally.

Wir. Als gäbe es noch ein *Wir*. Ich bewege mich kein Stück. Mehr bleibt mir ja nicht.

»Tut mir leid, dass das Spiel nicht so gelaufen ist, wie du dir das gewünscht hast«, sagt Tally. »Viel Glück für die Saison.«

Sie zögert, dann gibt sie mir einen Kuss auf die Wange.

Und dann geht sie.

In diesem Moment treffe ich eine Entscheidung: Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um Candlehawk zu schlagen – um Tally zu schlagen –, wenn wir das nächste Mal gegen sie spielen. Ich werde ihr zeigen, dass die Grandma Earl zu verlassen – *mich* zu verlassen – der größte Fehler ihres Lebens war.

Mein treuer alter Jetta ist mein Baby. Die Lederbezüge sind schon ganz brüchig, der Becherhalter ist groß genug für meinen Thermobecher und im gesamten Wagen riecht es unerklärlicherweise nach Wachsmalkreide. Das Auto hat mal meiner älteren Schwester gehört, und als sie es mir vererbte, hat sie als Glücksbringer ein vierblättriges Kleeblatt auf den Schalthebel geklebt. Moms Beitrag bestand in einer Christophorusmedaille, die am Rückspiegel hängt, wo der Schutzpatron der Reisenden hilflos herumschaukelt, wenn ich mal wieder zu schnell abbiege.

Ich schleudere meine Tasche auf den Beifahrersitz und klemme mich hinters Steuer. Einen Moment lang sitze ich da, starre auf den Basketballbutton und dieses Foto von

mir, auf diese Person, die mir inzwischen so fremd ist. Dann starte ich den Motor, schnalle mich an und verbinde das Handy über ein fast schon antikes Kabelsystem mit dem Autoradio.

Ich setze zurück und drehe die Musik laut auf. Vielleicht hilft ja »Purple Rain« auf Anschlag gegen die Bitterkeit in meinem Magen. Ich fädele meinen Wagen durch den labyrinthischen Parkplatz und will nichts als nach Hause.

Dann sehe ich Tallys Wagen aus der Ausfahrt sausen. Den roten Ford Escape, in dem wir so oft rumgemacht haben. Ich hab ihn nicht mehr gesehen, seit sie sich von mir getrennt hat. Ich kann nicht anders: Ich schaue ihr mit gerecktem Hals nach.

Weil mein Blick an Tallys Rücklichtern klebt, bemerke ich nicht ...

... dass direkt vor mir jemand zurücksetzt.

RUMMS.

Ich hänge im Sicherheitsgurt, weil ich dem anderen Auto direkt mal hintendrauf geknallt bin.



Es dauert einen Moment, bis ich mich wieder spüre. Mein Herz schlägt so schnell, als wäre ich gerade von einer Klippe gefallen. Mir wird schlagartig heiß, meine Hände sind schweißnass.

Das Auto, auf das ich gefahren bin, ist eine schwarze Limousine, aber bevor ich es genauer betrachten kann, stürmt die Fahrerin heraus, rasend wie eine tollwütige Bulldogge.

Es ist Irene Abraham.

Fuck.

Mein Schock wandelt sich in Wut. Wer auch sonst? Schon klar, ich habe nicht direkt hingeguckt, als ich ihr reingeknallt bin, aber ich hatte ja auch Vorfahrt. Wahrscheinlich geht sie davon aus, dass die Straßenverkehrsordnung nicht für sie gilt.

Durch den Adrenalinschub bin ich aus dem Wagen, bevor ich darüber nachdenken kann. »Was zur Hölle ...?«

In ihren Augen blitzt es auf, als sie mich erkennt. Dann flucht sie leise: »Das darf doch nicht wahr sein.«

Ich ignoriere sie und begutachte meine Stoßstange. Wie durch ein Wunder ist da nur eine kleine Delle; der Wagen

muss in die Werkstatt, klar, aber immerhin ist er noch fahrtüchtig.

Hinter mir prüft Irene ihr Auto. »Scheiße«, brummt sie. »Meine Eltern bringen mich um.«

»Ja, meine mich auch«, sage ich und trete gegen den Frontreifen. Ich spüre, wie mir die Tränen kommen, aber ich kämpfe sie zurück. Nie wieder gebe ich mir die Blöße und weine vor Irene Abraham. Ich hole tief Luft, um mich zu beruhigen, dann drehe ich mich um. Als ich ihr Auto sehe, reißt es mir fast die Füße weg.

Ihre hintere Stoßstange ist völlig hinüber; die rechte Hälfte hängt bis zum Boden runter. Den Wagen kann sie unmöglich noch fahren. Meine Wut wandelt sich in Panik. Wenn ihr Auto mehr abbekommen hat, bin ich dann doch schuld, obwohl ich Vorfahrt hatte?

Ich atme noch mal durch und schaue sie an. »Verdammt, das tut mir leid.«

Ihre dunklen Augen funkeln, als hätte ich gerade etwas Schlimmes gesagt. »Weißt du denn rein gar nichts?«, faucht sie. »Man sollte sich niemals nach einem Unfall entschuldigen. Das ist ein Schuldeingeständnis.«

Das bringt mich so durcheinander, dass ich sie erst mal nur anstarren kann.

»Zu deinem Glück bin ich jetzt keine, die eine ernsthafte Verletzung faken würde oder irgendein beklopptes Trauma, nur damit ich dich und deine Eltern verklagen und bis auf den letzten Cent ausnehmen kann, aber jemand anders wäre vielleicht so. Benutz mal deinen Kopf.«

Schon keimt die Wut wieder auf. »Hältst jetzt wirklich *du mir* einen Vortrag? Wer ist denn gerade wem

reingefahren?«

»Wieso hast du nicht angehalten, als du mich gesehen hast?«

»Wieso hast *du* nicht angehalten, als du *mich* gesehen hast?«

Wir ziehen ziemlich Aufmerksamkeit auf uns. Ein ganzer Trupp aus unserer Stufe kommt auf den Parkplatz gerannt und begutachtet den Schaden. Obwohl der Unterricht schon seit Stunden vorbei ist, gibt es so viele Zeugen, dass sich dieser Unfall nicht verheimlichen lassen wird.

»Alles in Ordnung mit euch?«

»Ohhh, deine Stoßstange ist am *Arsch*.«

»Ach, krass! Die Abschlepptussi hat schon wieder Scheiße gebaut mit ihrem Auto.«

Eine der Cheerleaderinnen kommt herbei, ihr fallen fast die Augen aus dem Kopf. Es ist Irenes beste Freundin, dasselbe Mädel, das mich vorhin gefragt hat, ob alles in Ordnung ist: Honey-Belle Hewett. Sie ist die Urenkelin der legendären Mrs Earl. Ihre Familie betreibt noch immer das Emporium, und sie ist genau so, wie man sich ein Mädchen vorstellt, dessen Familie ein Weihnachtsgeschäft besitzt. Zuckersüße Stimme, übertriebene Mimik und manchmal ziemlich verpeilt. Wie ein zum Leben erweckter Teddybär.

»Verdammte Scheiße«, kreischt sie. »Was ist passiert? Geht es euch gut?«

Irene fährt sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich muss meine Mutter anrufen. *Fuck*.«

Das Handy ans Ohr gepresst stampft sie davon, die Stirn noch immer in zornige Falten gelegt. Honey-Belle schenkt

mir einen mitleidigen Blick, doch ich wende mich schnell ab und greife selbst zum Handy.

Eine Viertelstunde später taucht meine Mom auf. Sie streicht mir die Haare aus der Stirn, und allein ihr gefasster Ton beruhigt mich schon. Die Welt könnte explodieren, und meine Mom würde nur sagen: *Hmm, okay, und wie geht es jetzt weiter?*

»Bist du verletzt?«, fragt Mom.

»Nein.«

»Hast du aufs Handy geguckt?«

»Nein.«

Mom nickt, durchleuchtet mich mit ihrem Mir-entgeht-nichts-Blick. »Okay, dann rufen wir mal die Versicherung an.«

Kurz darauf kommt Irenes Mom an, eine attraktive, elegante Frau mit dunklen Locken und makellos aufgetragenem Lippenstift. Sie trägt lavendelfarbene Arztkleidung mit einem Namensschild, auf dem DR. ABRAHAM steht, und hat denselben kritischen Gesichtsausdruck wie Irene, als könnte sie jeden Menschen innerhalb von einer Sekunde durchschauen. Sieht ganz so aus, als würde sie das gerade bei Irene versuchen.

»Wie ist das passiert?«, fragt sie und legt den Kopf schief. Ihr Ton ist ruhig, aber streng.

Irene schnaubt und verschränkt die Arme vor der Brust. »Ich habe zurückgesetzt und sie nicht kommen sehen ...«

Ihre Mutter fällt ihr ins Wort. »Hast du denn nach hinten geschaut?«

»Habe ich, aber ...«

»Aber gedanklich warst du ganz woanders und hast dir neue Formationen für dein Team überlegt?«

Irenes Mund wird ein sehr schmaler Strich.

»So was passiert, wenn du dich nicht konzentrierst«, fährt ihre Mutter fort. »Du solltest wissen, dass man nicht so achtlos sein darf. Mach Fotos von der Stoßstange. Von allen Seiten!«

Unerträglich lange telefonieren unsere Mütter dann mit den respektiven Versicherungen, und Irene und mir bleibt nichts anderes übrig, als uns bewusst gegenseitig zu ignorieren. Als alles gesagt und getan ist, nicken unsere Mütter sich zu und verkünden, dass wir beide schuld sind – weil beide Fahrzeuge in Bewegung waren –, aber dass Irene die Hauptschuld trägt, weil ich Vorfahrt hatte.

»Das ist nicht fair«, protestiert Irene und schüttelt den Kopf. »Sie ist einfach um die Ecke gerauscht – und hat nicht mal geguckt ...«

»Woher weißt du, dass ich nicht geguckt habe?«, frage ich wütend. »Und von wegen nicht fair! Mein Auto ist dir jetzt schon zum zweiten Mal zum Opfer gefallen.«

Meine Mom runzelt die Stirn. »Was soll das denn heißen?«

Einen Moment lang herrscht Stille. Ich habe meinen Eltern nie erzählt, warum mein Auto letztes Jahr wirklich abgeschleppt wurde; ich habe gelogen und gesagt, ich hätte vor einem Feuerhydranten geparkt. Mir war es zu peinlich, zuzugeben, dass mich in Wahrheit die Kapitänin der Cheerleaderinnen gemobbt hatte.

Irene und ich starren uns an. Ihre Augen sind aufgerissen, sie wirkt besorgt. Das ist das erste Mal, dass

ich so was wie Verletzlichkeit bei ihr entdecke.

»Sie ... hat mal Kaffee in meinem Auto verschüttet.«

Keine Ahnung, warum ich das sage. Ich hätte schließlich zu einem wohlverdienten Racheschlag ausholen können. Aber ich bin einfach lieber die Abschlepptussi als die Petze.

»Du bist schon mal bei ihr mitgefahren?«, fragt Irenes Mutter. »Ihr seid befreundet?«

Wir starren uns noch länger an.

Irene findet als Erste die Sprache wieder und murmelt etwas Zustimmendes. Dann deutet sie auf meine Klamotten. »Wir unterstützen manchmal ihr Team.«

Gut, dass mich in dem Moment niemand ansieht, weil ich unwillkürlich die Augen verdrehe, was die Lüge gleich enttarnt hätte. Ich habe keinerlei Zweifel daran, dass Irene als Kapitänin der Cheerleaderinnen dafür sorgen könnte, dass ihr Trupp wirklich mal uns anfeuert statt das Jungsteam, aber wieso sollte jemand wie sie die Weltordnung überhaupt infrage stellen?

»Das ist ja schön«, sagt meine Mom. »Das macht die ganze Angelegenheit doch gleich viel angenehmer, nicht?«

Irenes Mutter lacht. »Absolut, was eine Erleichterung.«

Was dann folgt, ist mühelos die schlimmste Verlegenheit, in die meine Mom mich je gebracht hat. Unsere Mütter stellen sich einander vor, witzeln darüber, wie froh sie sind, dass keine von ihnen eines dieser verkrampften Muttertiere ist, die aus so einem Unfall ein Riesending machen würden.

»Stellen Sie sich mal vor, eine von uns wäre eine Candlehawk-Mutti!«, sagt meine Mom.

»Die reinste Hölle, dazu fehlt mir heute eindeutig die Energie!« Irenes Mutter lacht.

Irene und ich sagen nichts, warten nur darauf, dass die beiden aufhören.

»Scottie, du wirkst wie ein Mädchen, das die Schule ernst nimmt«, sagt Dr. Abraham plötzlich. »Was ist denn dein Hauptfach?«

»Mom, lass doch ...«, setzt Irene an.

»Äh ... mein Lieblingsfach ist Geschichte«, sage ich.

»Möchtest du das später mal studieren?«

»Absolut«, lüge ich. Darüber habe noch nie wirklich nachgedacht, doch Dr. Abraham wirkt wie ein Mensch, dem man souverän antworten muss.

»Und was ist das für ein Trikot? Basketball? Das ist ein ganz wunderbarer Sport. Siehst du, Irene? Man kann die Schule ernst nehmen und gleichzeitig eine ehrgeizige Athletin sein.«

»Bin ich doch«, erwidert Irene in einem Ton, als hätte sie das schon hundertmal gesagt.

»Cheerleading ist auch ziemlich beeindruckend«, wirft meine Mom da ein.

Dr. Abraham nickt zwar, ist aber ganz offensichtlich anderer Meinung. »Nun, dann ist ja alles geklärt«, sagt sie bestimmt. »Warten wir noch auf den Abschleppdienst, und dann können wir los.«

Beim Wort *Abschleppdienst* wechseln Irene und ich einen Blick. Sie schaut schnell weg, aber das schlechte Gewissen habe ich trotzdem aufflackern sehen.

»Ist richtig *kacke*, wenn das eigene Auto abgeschleppt wird«, sage ich voller falschem Mitgefühl. »Hab ich auch schon mal erlebt. Tut mir echt leid für dich.«

Ich kann fast sehen, dass da Qualm aus ihren Ohren kommt. Das fühlt sich so gut an, ich könnte lossingen. Aber dann ...

»Hm, in dieser Stadt ohne Auto ... wie nervig«, sagt meine Mom. »Wie kommst du denn jetzt zur Schule, Irene?«

»Mein Mann oder ich bringen sie«, sagt Irenes Mom mit einer wegwerfenden Handbewegung. »Ist nicht weit, wir wohnen in der Sleigh Byrne.«

»Sleigh Byrne?« Plötzlich ist da ein komisches Lächeln auf Moms Gesicht, und ich fürchte mich vor dem, was sie als Nächstes sagen wird. »Wir wohnen in der Parallelstraße, Ecke Bells Haven.« Sie wirft mir einen Blick zu, und ich *weiß* schon, was jetzt kommt.

»Scottie kann Irene doch mitnehmen!«, verkündet Mom, ihre Augen strahlen. »Bitte, wir bestehen darauf. Das ist das Mindeste, was wir tun können.«

Ich versuche, Mom mit einem Blick zu verdeutlichen, was für eine schreckliche Idee das ist, aber da ist es längst zu spät. Jetzt strahlt auch Irenes Mom, als wäre das der beste Plan, den sie je gehört hat. Sie lächelt Irene an und hebt die Hände in einer *Was sagt man dazu?*-Geste.

Irene blinzelt und lächelt meine Mutter dann höflich und dankbar an, aber ich weiß, dass sie diese Lösung genauso abscheulich findet wie ich.

»Gut, dann wäre das geregelt«, sagt Mom und schaut mich glücklich an. »Ende gut, alles gut.«

Erst als wir uns ein Stück von den Abrahams entfernt haben, bringe ich meinen Missmut zum Ausdruck. »Mom«, jammere ich, »ich kann die nicht ausstehen! Da gehe ich